

Im Verdacht.

Roman von C. Braddon. Deutsch von T. A. Hauff.

23.

Weihnachten war gekommen. In ihrem Glück dachte Laura nur daran, wie sie andere Menschen erfreuen konnte. Etwa vierzehn Tage vor dem Fest fuhr Laura mit Celia nach Beechampton, um einen ungeheuren Vorrath von Lächern und Jacken für alte Frauen einzukaufen.

„Ich hoffe, du erwartest keine Dankbarkeit,“ bemerkte Celia.

„Ich wünsche nur, meine Schützlinge vor dem Frost zu sichern. Und nun zum Konditor.“

Nachdem sie auch dort große Bestellungen gemacht hatte, wurde Celia ernstlich besorgt.

„Was beabsichtigst du mit all diesem unerbaulichen Zeug? Wägst du eine Weihnachtsbude zu eröffnen?“

„Nein, meine Liebe, das ist alles für das Kinderfest bestimmt.“

„Aber welche Kinder sollen alle diese Kuchen essen?“ rief Celia.

„Ich veranstalte ein Kinderfest für die Armen. Ich werde einen Christbaum haben mit vielen, meist nützlichen Sachen, eine magische Laterne wird von London kommen und dann veranstalten wir Kinderspiele.“

Doch vor dem Fest fiel noch ein Schatten auf Laura's Leben. Ihr Mann wurde von einem schleichenden Fieber befallen, nachdem er auf einem Spazierritt vom Regen überrascht worden war. Es war nicht gefährlich, nur Ruhe und Pflege waren nöthig.

„Soll ich mein Kinderfest aufschieben?“ fragte Laura ängstlich den Arzt.

„Es ist nicht gefährlich, gnädige Frau, in einigen Tagen wird der Kranke wieder hergestellt sein. Aber an den Festlichkeiten darf er nicht theilnehmen. Wenn Sie verhüten können, daß der Lärm und das Geräusch zu ihm dringen, so ist es nicht nöthig, das Fest aufzuschieben.“

„Ich werde es in dem Saale an der andren Seite des Hauses geben.“

Laura war die einzige Pflegerin ihres Mannes, sie saß den ganzen Tag bei ihm und wachte oft in der Nacht. Vergebens hatte er sie ermahnt, sich zu schonen. Sie erwiderte, sie habe sich nie besser und stärker gefühlt. Er interessirte sich lebhaft für das Kinderfest, und Laura machte ihm Mittheilung über alle Vorbereitungen.

„Ich glaube, das Wichtigste ist, daß du ihnen genug zu essen giebst,“ sagte er nachdenklich. „Was bei einem Kind dem höchsten Glück am nächsten kommt, ist gutes Essen, denn das Kind lebt nur in der Gegenwart.“

„Und morgen wären die kleinen Geschöpfe unglücklich, wenn das Fest verlegt würde. Aber ich werde betrübt sein, den ganzen Abend dich allein lassen zu müssen.“

„Wer kommt noch außer den Kindern?“

„Mister Sampson und seine Schwester und Eduard Clare, welcher ihnen ein Märchen vorlesen wird. Ich glaube nicht, daß ich sehr heiter sein kann, während du hier ein Gefangener bist.“

„Es war bis jetzt eine kurze Gefangenschaft, und deine Anwesenheit hat sie sehr glücklich gemacht.“

24. Das Kinderfest.

Das Zimmer, in dem das Fest stattfinden sollte, bot einen prächtigen Anblick. Es war hell erleuchtet mit zahlreichen Kerzen, zwei lange Tische waren gedeckt, Berge von Butterbrot, Kuchen, Süßigkeiten aller Art waren aufgehäuft. Die Gäste waren auf 6 Uhr eingeladen, und als die Stunde schlug, kamen sie alle mit strahlenden Gesichtern herein. Laura empfing die jungen Gäste mit Mister Sampson, seiner Schwester und Celia. Auch die gesamte Dienerschaft war anwesend.

Eduard hatte versprochen, später zu kommen, ebenso auch der Pfarrer mit seiner Frau. Die Theegesellschaft war glänzend. Während Laura mit Miss Sampson Thee ingoß, flog Celia dahin und dorthin und theilte unzählige Butterbrote und Kuchen aus und sorgte für das Vergnügen der Kleinen, welche in stummem Glück regungslos dasahen und lauten.

„Man sollte kaum glauben, daß sie lebhaft erfreut sind,“ flüsternte Celia Laura zu, „aber ich weiß, es ist so. Ihr Schweigen bedeutet Entzücken.“

Um sieben Uhr wurden die Tische entfernt und die Spiele begannen. Bald darauf kamen der Pfarrer und seine Frau, und etwas später folgte auch Eduard nach, etwas zögernd, als ob er nicht recht entschlossen wäre, dem Feste beizuwohnen.

„Solch ein Lärm,“ sagte er zu Laura. „Ich komme, um mein Versprechen zu halten, aber glauben Sie wirklich, daß diese kleinen Ungeheuer jetzt ein Märchen anhören wollen?“

„Ich glaube, sie werden gern wieder eine Weile still sitzen und sicherlich ein dankbares Publikum sein. Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

„Wirklich? Wie befindet sich Ihr Herr Gemahl?“

„Viel besser; in zwei Tagen wird er wieder hergestellt sein.“

„Ich ging an einem seltsamen Individuum vorbei, welches drangen vor dem Garten umherstrich, ein richtiger Zigeuner. Ich habe keine Idee, was das für ein Bursche ist, aber ich schwöre darauf, daß er ein Abenteurer aus London ist, und es ist mir, als ob ich ihn schon früher einmal gesehen hätte. Der Bursche sieht aus wie ein Eindreher.“

Laura sah sehr ernst aus.

„War der Mann jung oder alt?“ fragte sie nachdenklich.

„Er ist von mittlerem Alter, aber nicht gerade alt, er hält sich gerade und hat ein militärisches Aussehen.“

„Warum glauben Sie, daß er schlimme Absichten auf dieses Haus habe?“ fragte Laura mit ängstlicher Miene.

„Die Art, wie er an der Pforte umherging, mißfiel mir. Er schien auf eine Gelegenheit zu warten. Ich will Sie nicht erschrecken, sondern nur warnen und Ihnen rathen, heute alle Fenster und Thüren fest verschließen zu lassen. Möglicherweise ist es auch ein harmloser Mensch, vielleicht irgend ein Bekannter Ihres Gemahls. Denn ein Mann kann nicht in London leben, ohne daß solche Leute sich an seinen Rock hängen.“

„Diese Vermuthung ist nicht schmeichelhaft für meinen Mann,“ bemerkte Laura vorwurfsvoll.

„Nun ich hoffe, Ihnen nicht zu mißfallen, wenn ich daran erinnere, daß Herr Treverton nicht immer reich war.“

„Nein, ich schäme mich nicht dessen, daß er arm war. Wollen Sie mit Ihrer Vorlesung beginnen? Die Kinder sind bereit.“

Die Kinder saßen erwartungsvoll auf ihren Plätzen. Celia hatte einen kleinen Tisch mit zwei Kerzen und ein Glas Wasser am Ende des Tisches aufgestellt für den Vorleser.

„Still!“ kommandirte Mister Sampson, während Eduard an seinen Platz schritt und nach einem kurzen Räuspern seine Vorlesung begann.

Ein heftiges Läuten an der Vorborthür unterbrach ihn. Einen Augenblick hielt er an und sah nach Laura, welche mit dem Pfarrer und seiner Frau in einer kleinen Gruppe am Ende des Zimmers saß. Als die Glocke ertönte, blickte sie rasch auf und richtete erwartungsvoll ihre Blicke nach der Thür.

Eduard hatte keine Veranlassung sich zu unterbrechen, so neugierig er auch war. Er fuhr mechanisch fort.

„Wo habe ich diesen Mann gesehen?“ fragte er sich wieder und wieder, während er las.

Plötzlich kam die Antwort mitten in einem Satz.

„Es ist der Mann, den ich mit Elicot in London auf der Straße gesehen habe.“

Die Thür öffnete sich, und ein Diener trat ein, welcher leise auf die Herrin des Hauses zuschritt. Er flüsterte ihr etwas zu, und sie flüsterte der Frau Farrerin etwas zu, wahrscheinlich eine Entschuldigung, worauf sie dem Diener aus dem Zimmer folgte.

„Was kann dieser Mann, wenn er es ist, der die Glocke zog, von ihr wollen?“ fragte er sich so aufgeregt, daß er kaum weiterlesen konnte. „Wird das Geheimniß heute offenbar? Sollen mir die Trümpe aus der Hand genommen werden?“

25. Ein anspruchloser Verwandter.

„Es ist ein Herr gekommen, der Sie zu sprechen wünscht, gnädige Frau, und bittet um Entschuldigung, daß er so spät kommt, da er eine Reise gemacht habe, und er würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie ihn empfangen wollten,“ flüsterte der Diener Frau Treverton zu, indem er ihr eine Karte reichte, auf welcher geschrieben stand: „Oberst Mansfield.“

Laura erhob sich, flüsterte der Frau Pfarrerin eine Entschuldigung zu und verließ ruhig das Zimmer.

„Wo ist der Herr?“ fragte sie den Diener.

„Ich ließ ihn in der Halle, gnädige Frau, weil ich nicht wußte, ob Sie ihn empfangen wollen.“

„Er ist mit meiner Familie verwandt,“ sagte Laura mit etwas unsicherer Stimme, „ich kann ihn nicht abweisen.“

Ein hochgewachsener Mann in einem Mantel stand nahe bei der Thür in der Halle, während ein junger Bursche in dunkelbrauner Livree vor dem Kamin stand, augenscheinlich mit dem Auftrag, den Fremden zu beobachten. Laura ging dem Fremden entgegen und gab ihm die Hand ohne ein Wort zu sprechen; sie war sehr bleich, und augenscheinlich war der Besuch ebenso unwillkommen als unerwartet.

„Kommen Sie in mein Schreibzimmer,“ sagte sie, „Trimmer, bringen Sie Kerzen und etwas Wein in das Schreibzimmer.“

„Ich würde Brantwein vorziehen,“ sagte der Fremde, „ich bin ganz erstarbt.“

„Kommen Sie hierher, wir können in meinem Zimmer ruhig sprechen.“

Sie ging die Treppe hinauf und führte den Fremden in ihr Zimmer, welches an das Schlafzimmer stieß, in welchem Treverton jetzt krank lag. Hier fühlte sie sich sicher bei dem Gedanken, daß ihr Mann nahe sei.

„Ich hätte Jahn die ganze Wahrheit sagen sollen,“ dachte sie, „aber wie konnte ich eingestehen —“

Mit einem unterdrückten Schauer blickte sie sich nach dem ihr folgenden Mann um, nachdem sie eingetreten waren. Auf dem Tisch standen Kerzen, und die Flasche auf der silbernen Platte daneben erfüllte die Seele des Fremblings mit Wonne. Er goß ein Glas Brantwein ein und leerte es hastig.

„Das ist ein bißchen besser,“ sagte er, warf den Mantel ab, stellte sich mit dem Rücken gegen das Feuer, und das Gesicht, das er der jungen Frau zuwandte, war das von — Desrolles. Der Mann hatte gealtert in den sechs Monaten, seine Wangen waren hohl und seine Augen matt und trübe.

„Nun, mein Kind,“ rief er mit rauher Stimme, „dein Willkommen ist nicht sehr warm.“

„Ich habe Sie nicht erwartet.“

„Die Ueberraschung sollte um so angenehmer sein.“

„Ich bedauere, daß Sie so krank aussehen.“

„Ich bin nichts als ein wanderndes Bündel von Schmerzen, jede Muskel in meinem Körper hat seinen eigenen Schmerz.“

„Giebt es keine Linderung für dieses Leiden? Eines der Bäder in Deutschland könnte Sie vielleicht heilen.“

„Ich verstehe,“ unterbrach sie Desrolles, „du würdest dich freuen, wenn ich aus dem Wege wäre.“

„Ich würde mich freuen, wenn ich Ihre Leiden milbern könnte. Als ich Ihnen zuletzt schrieb, sandte ich Ihnen eine größere Summe, als je zuvor, und sagte, ich wolle Ihnen 600 Pfund jährlich in vierteljährlichen Raten bewilligen. Ich dachte, das würde für alle Ihre Bedürfnisse genügen, und nun muß ich leider hören, daß Sie genöthigt waren, in einem Wagen 3. Klasse zu fahren.“

„Ich bin unglücklich gewesen,“ erwiderte Desrolles, „ich war in Boulogne. Ein hübscher Ort, aber voll von Hochstaplern. Dort bin ich rein ausgeplündert worden. Du mußt mir heute 50 oder 100 Pfund geben und diese nicht von der nächsten Rate abziehen. Du bist jetzt eine reiche Dame und könntest

dreimal so viel für mich thun. Warum hast du mir nicht gesagt, daß du verheirathet bist! Das ist nicht hübsch von einer Tochter.“

„Vater,“ rief Laura mit demselben ruhigen Blick, vor dem er noch nie die Augen niedergeschlagen hatte, „soll ich Ihnen die Wahrheit sagen?“

„Natürlich! Was sonst?“

„Selbst wenn Sie hart und grausam scheint, wie die Wahrheit oft ist?“

„Schieß los, Mädchen! Meine armen alten Knochen sind zu lange in dieser Welt umhergeworfen worden, als daß harte Worte sie brechen könnten.“

„Wie können Sie von mir Tochterliebe erwarten?“ fragte Laura in ernstem Ton. „Was haben Sie mir von väterlicher Liebe und Sorgfalt zutheil werden lassen? Was weiß ich von Ihrem Leben? Haben Sie sich mir jemals anders genähert, als heimlich und um Geld zu verlangen?“

„Es ist wahr,“ rief Desrolles mit einem heiseren Lachen, das in einem Stöhnen endigte.

„Als ich ein kleines, mütterloses Kind war, übergaben Sie mich dem einzigen treuen Freunde Ihrer Jugend, welcher Sie, wie er glaubte, im Sterben verließ, und dieser erzog mich als seine Adoptivtochter. Jahre vergingen, und Sie ließen uns in dem Glauben, Sie seien gestorben. Zehn Jahre lang ließen Sie nichts von sich hören. Ihr einziges Kind lebte im fremden Hause, und Sie gaben sich nicht die Mühe, sich nach demselben zu erkundigen.“

„Nicht direkt. Wie weißt du aber, welche Schritte ich gethan habe, um mir auf indirektem Wege Nachricht zu verschaffen, ohne deine Zukunft bloßzustellen? Deinetwillen habe ich mich fern gehalten, Laura, und ließ meinen alten Freund im Glauben, ich sei gestorben. Als seine Adoptivtochter war deine Zukunft gesichert. Zu deinem Wohl habe ich gelogen.“

„Das bedauere ich,“ sagte Laura. „Nach meiner Ansicht sind alle Lügen häßlich und ich kann nicht begreifen, wie jemals Gutes daraus entstehen kann.“

„In diesem Fall hat meine unschuldige Täuschung nur Gutes gebracht. Du bist Herrin eines schönen Gutes und die Frau eines Mannes, den du liebst. Nun? Ist es zu viel, einen Strahl von deinem Sonnenschein, eine Kleinigkeit von deinem großen Reichthum zu verlangen?“

„Ich will alles thun, was vernünftig ist,“ erwiderte Laura, „aber selbst nicht für meinen Vater — und wären Sie auch ein Vater, wie er gegen sein Kind sein soll — nie würde ich erlauben, daß der Reichthum des Verstorbenen mißbraucht werde; Sie sagten mir, Sie stehen ganz allein in der Welt, und sicherlich sind 600 Pfund jährlich genügend zu einem bequemen und anständigen Leben.“

„Ja, das wird genügen, sobald ich mich von früherer Verbindlichkeit befreit habe. Bedenke, daß bis vor sechs Monaten die Unterstützung, die du mir gabst, nur hundert Pfund jährlich betrug, aber wenn ich unter dem Drange der Umstände dich um eine Kleinigkeit extra ersuchte! Hundert Pfund sind für einen schwachen Mann in London kaum für das Nöthigste genügend. Ich hatte Schulden zu bezahlen, und eine vielversprechende Speculation schlug fehl.“

„In Zukunft werden Sie gewiß nicht nöthig haben, zu spekuliren.“

„Das ist wahr,“ sagte Desrolles mit einem Seufzer und goß sich wieder ein Glas Brantwein ein. Laura beobachtete ihn mit einem schmerzlichen Ausdruck. War dies ein Vater, den sie vor dem Manne, den sie liebte, eingestehen konnte? Nur mit tiefster Beschämung konnte sie ihre nahe Verwandtschaft einem so tief gesunkenen Manne gestehen. Desrolles leerte das Glas auf einen Zug und ließ sich auf einem Lehnstuhl nieder.

„Wie lange bist du schon verheirathet?“ fragte er.

Laura erröthete bei dieser Frage, welche an die schmerzlichen Umstände bei ihrer Heirath erinnerte.

„Seit dem letzten Tage des vergangenen Jahres,“ sagte sie. „Du bist also schon ein Jahr verheirathet und erst heute erfahre ich es aus den Reden der Leute in dem Gasthaus, wo ich ein Stück Brot und Käse aß.“

„Sie hätten die Nachricht in der „Times“ lesen können.“

„Ich habe sie nicht gefunden. Es ist wahr, ich habe meine väterlichen Rechte aufgegeben, als ich mein Kind der Obhut eines anderen Mannes anvertraute, aber es ist doch hart.“

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Wie Leo XIII. jetzt lebt.** Das hohe Alter und die abnehmenden Kräfte des Papstes haben ihn gezwungen, dem Rath seiner Aerzte zu folgen und in seiner Lebensweise eine wesentliche Aenderung eintreten zu lassen. Sein Gesundheitszustand giebt zwar augenblicklich zu ernsthaften Besorgnissen keinen Anlaß, und daß die Karbinale sich schon mit seinem Nachfolger beschäftigen, ist auch nicht besonders Beunruhigend, denn das ist eben das Geschäft der Karbinale, die den Nachfolger zu wählen haben, und jeder Papst muß es sich gefallen lassen, daß schon bei seinen Lebzeiten über den Namen desjenigen, der ihn auf dem Stuhle Petri ersetzt, viel gesprochen und geschrieben wird. Immerhin ist es Thatsache, daß der Papst häufige Ohnmachts- und Schwäche-Anfälle hat, die von zunehmender Gehirn-Anämie herzurühren scheinen und die ihm die frühere angestrenzte Thätigkeit ebenso wie die bisherige frugale Diät verbieten. Auf die Ohnmachten folgen häufig Anfälle von Aufregung, die für die Umgebung des Papstes zuweilen peinlicher Natur sein sollen. Der päpstliche Leibarzt Dr. Ceccarelli hat seit einiger Zeit einen Spezialisten der Unsterblichkeit Bologna zu Rath gezogen, der alle zwei Wochen nach Rom kommt und bei besonderen Anlässen telegraphisch berufen wird. Beide haben allmählig eine durchgreifende Aenderung der Lebensweise des Papstes durchgeföhrt und diese hat sich jetzt, wie wir einem ausführlichen Berichte der „Indep. belge“ entnehmen, folgendermaßen gestaltet. Vor allem muß der Papst kräftiger essen und trinken, weswegen die einfachen, saftlosen Gerichte wie die geballenen Weine von seiner Tafel verbannt wurden. Auch muß er mehr der Ruhe pflegen wie früher. Statt um 4 Uhr steht er jetzt erst um 6 Uhr auf und wohnt der Messe seines Hofkaplans bei, wenn er nicht selbst celebrirt. Donnerstags und Sonntags ist diese Messe um 7 Uhr, und zu dieser werden besonders begünstigte Personen zugelassen. Nach der Messe nimmt der Papst eine Tasse Milchcaffee zu sich und liest die kirchlichen römischen Zeitungen, „*Observatore romano*“ und „*Monsieur de Rome*.“ Um 8 Uhr kommen die Beamten des Palastes, um ihm Bericht zu erstatten: Majordomus, Hausmeister usw. Nicht jeder kommt alle Tage, sondern es hat jeder seinen bestimmten Tag. Um 9 Uhr kommt der Kardinalstaatssekretär Rampolla, um die eingegangenen Depeschen mitzutheilen und über die diplomatische Lage zu berichten, sowie um die Anweisungen des Papstes bezüglich der zu gebenden Antworten entgegen zu nehmen. Um 10 Uhr kommen die Karbinale und sonstigen Prälaten, die an der Spitze von Kongregationen stehen oder sonstige Aemter haben, die sie verpflichten, dem Papst persönlichen Bericht zu erstatten. Um 12 Uhr macht der Papst einen Spaziergang in den Gärten des Vatikans, empfängt dann die auswärtigen Bischöfe, die nach Rom gekommen sind, oder erteilt sonstige Audienzen. Um 2 Uhr ist Mittagessen, das immer noch einfach, aber doch lustlich ist gegen das, was der Papst früher genoß. Das Mahl besteht jetzt aus einer Fleischbrühuppe mit eingeschlagenem Eigelb, einem Badgerichte, einem Braten (meist Huhn oder Gahn) und Obst; dazu kommt zuweilen noch ein Fisch. Dazu wird alter Bordeaux getrunken. Der Papst ist von allem nur wenig. Nach der Mahlzeit hält er Sessia in seinen Gemächern bis 4 oder 4½ Uhr. Sobald er von seinem Mittagessens ermahnt ist, bringt man ihm ausländische Zeitungen, die er liest oder sich vorlesen läßt. Außer den kirchlichen Blättern liest er auch andere, besonders wenn er auf irgend etwas Interessantes aufmerksam gemacht wird. Zur Zeit des „Angelus“ empfängt er wieder die Karbinale, die ihn zu berichten oder Altkennzeichen unterzeichnen zu lassen haben, und giebt Audienzen. Punkt 9 Uhr nimmt er seine zweite und letzte Mahlzeit, bestehend aus zwei weichen Eiern, einem Braten und einer Tasse Sambaju (ital. Zabaglione, eine warme Mischung aus geschlagenem Eiweiß, Champagner oder Portier und etwas Rum oder Maraschino). Dazu wird wieder etwas alter Bordeaux getrunken. Die italienischen Weine sind von der päpstlichen Tafel verbannt. Man sieht, mit der Ruhe des Papstes ist es auch jetzt nicht weit her; doch sind die Aerzte zufrieden, daß sie ihn wenigstens zu dieser Einschränkung seiner Arbeitszeit bewegen konnten. Als der Spezialist von Bologna zum ersten male im Vatikan vorsprach, gebot er dem Papste absolute Ruhe und vor allem wollte er ihm die Ertheilung von Audienzen untersagen. Der Papst lachte und sagte: „Aber damit erklären Sie ja die Sebisvakanz des päpstlichen Stuhles! Wenn man an meinem Plage ist, muß man regieren, bis der Todeskampf es verbietet. Ja wenn ich wenigstens abdanken könnte! Aber wer einmal Papst ist, der muß es bleiben bis zu seinem Tode!“ Der Arzt gab sich dann damit zufrieden, daß der Papst versprach, mehr zu ruhen und die Audienzen so viel wie möglich zu beschränken, was ihn nicht hindert, täglich zuweilen bis zu dreißig Personen zu empfangen.

— **d. Die Restaurations- und Neubauarbeiten an den zahlreichen Basiliken des Vatikans** gehen, wie man uns aus Rom schreibt, ihren Gang und kann man schon aus dem nicht beschränkten Umfang dieser Bauarbeiten schließen, daß es mit der päpstlichen Kasse doch nicht so schlecht bestellt ist, als man nach den Klagen über Defizit z. B. bei Einammlung des

Peterspfennig glauben könnte. Verschlingt doch der Bau der Kirche St. Paolo vor der Stadt, eines der großartigsten und prächtigsten Kirchengebäude, welcher seiner Vollendung entgegengeht, allein schon enorme Summen aus den Einkünften des heiligen Vaters. Es will aber jeder Papst, nicht bloß Julius II., Sixtus IX. u. a. sich einen Namen machen durch hervorragende Bauwerke, wie die St. Peterskirche. Die Stadt selbst hat seit dem Jahre 1871, mit welchem sie als Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Italien dasteht, einen ungeheuren Aufschwung genommen. Neue Straßen sind angelegt, die früher z. Th. sehr engen Gassen sind vielfach im Umbau begriffen, ganze neue Straßenviertel fast nach allen Seiten hin sind entstanden, besonders hat das früher sehr winzig und schmutzige Ghetto eine andere Gestalt gewonnen. Für schöne freie Plätze mit Rasenplätzen und schönen Anlagen, für vorzügliches Trinkwasser und zweckmäßige Kanalisierung wird vorz. Die Einwohnerzahl, 1871 noch 150,000, ist seitdem auf 345,000 gegenwärtig gestiegen und ist anzunehmen, wenn diese Steigerung in der progressiven Weise der letzten Jahre so fortgeht, daß Rom bald unter den größten Städten steht und in Italien bald Neapel überflügelt.

L. Glend in Neapel. Noch vor 15 Jahren wohnten in Neapel 30 bis 40 Familien zusammen in unterirdischen Höhlen, die man nur durch eine in Stein gehauene Treppe erreichen konnte, ohne Brunnen, ohne Abzug, ohne Fenster, der natürliche Felsen bildete Decke wie Fußboden, und keine Zwischenwände trennten die Familien voneinander. Endlich nahmen sich die städtischen Behörden der Sache an, trieben die armen Leute aus diesen Höhlen und Kellern, für welche sie sogar Miete hatten zahlen müssen, und bauten eine Anzahl heller und gut ventilirter Häuser. Weiter geschah nichts für die Unglücklichen, man gab ihnen, aber nicht einmal allen, das Geld für eine Wochenmiete und überließ es ihnen, sich anderswo Unterkunft zu suchen. Ihre Noth wurde dadurch eher noch gesteigert, und erst infolge der Cholerafurchen bewilligte das nationale Parlament 50 Millionen sofort und 50 andere später zur Errichtung luftiger und wohllicher Häuser für die Armen, für die Drainirung Neapels und für die Versorgung der Stadt mit reinem Wasser. Nun fragt der Professor und Senator Villari in einem Aufsatze in der *Rivista Antologica*: „Während wir neue Paläste, breite Straßen, elegante Läden, prachtvolle Wirthshäuser und Café-Chantants haben, was ist denn für die Armen und ihre Wohnungen gethan worden? Es wird sich doch niemand einbilden, daß die Kation ein so großes Opfer für die wohlhabenden Klassen und für die Verschönerung der Stadt gebracht habe?“ Seine Antwort lautet, daß die Lage der Armen nicht nur nicht gebessert worden ist, sondern daß sie sich im Gegentheil verschlechtert hat. Der Fehler war, daß man dies der Privatpekulation überließ; die Armen zogen nicht in die neuen Häuser, sondern scharrten sich in den übrig gebliebenen Schlupfwinkeln nur noch enger und dichter zusammen. Das System, die arbeitenden Klassen von den übrigen Bürgern zu trennen, eignet sich nur für Städte mit großen Fabriken. „Wenn man aber zu thun hat mit dem maruzzaro, dem carnacottaro, dem pizzaiuolo (den Händlern mit Schaaltieren, gefochtem Fleisch und Kuchen),“ schreibt der Professor, „mit einer unendlichen Menge mikroskopischer Geschäfte, die den Namen von Gewerben gar nicht verdienen — so ist die Entfernung aller dieser armen Leute von dem Schauplatz ihrer Thätigkeit gleichbedeutend damit, daß man ihnen die Möglichkeit ihrer Existenz überhaupt nimmt. Den Bewohnern der Bezirke Mercata, Borto, Bondino, welche gerade in diesen ärmsten Quartieren ihre Kinder in irgend einem Loch zurüchlassen und ihren Handel auf offener Straße unter freiem Himmel betreiben, zu sagen: „Geht und wohnt in einem anderen Quartier“ — das ist eine Ironie, eine Beleidigung ihres Glends. Aber gerade für diese Bevölkerung muß ein Obdach gefunden werden, das Problem der Unterbringung dieser Leute ist zu lösen, und diese Lösung ist noch nicht einmal angefangen.“ Am Schluß schildert Villari mit ergreifenden Farben die Gegenden der Stadt, die er persönlich besichtigt hatte, und verschweigt auch nicht die Verwünschungen, welche die armen Leute auf die Zerstörer ihrer alten Schlupfwinkel herabriesen.

* **Im Kloster „La Grande Chartreuse“** starb in diesen Tagen mit dem „Bruder Johann Ludwig“ eine interessante Persönlichkeit, die, nachdem sie eine der hervorragendsten Stellungen im russischen Heere bekleidet, vor zweiundzwanzig Jahren allen weltlichen Ehren entsagte und hinter den Mauern des berühmten Klosters im Departement Jere eine Heimstätte fand. Der Bruder Johann Ludwig war nämlich identisch mit dem fünfjährigen Freiherrn Ludwig v. Nikolai, dem Sohne des kaiserlich russischen Wirklichen Geheimen Rathes Freiherrn Paul v. Nikolai. Er wurde im Jahre 1820 geboren, im protestantischen Glauben erzogen und trat als junger Mann in die russische Marine, sagte jedoch bald dem Seebienste Balet und wurde in ein Dragoner-Regiment übergeführt, wo er bis zum Kapitän diente. In den Generalstab verlegt, zum Flügeladjutant des Kaisers Nikolai ernannt, machte er 1848 die ungarische Campaigne mit, und mit 29 Jahren war er schon Oberst und Regiments-Commandeur. Darauf wurde er nach dem Kaukasus verlegt, wo

er eine rasche Carrière machte und im Kampfe gegen die Bergvölker schwer verwundet wurde. Im Jahre 1830, nach nur 20jähriger Dienstzeit, war Baron Nikolai bereits General-Lieutenant, General-Adjutant des Kaisers und mit der Führung der kaiserlichen Grenadier-Division betraut. Zwei Jahre später wurde er zum Adlatus des Statthalters des Kaukasus, des Großfürsten Michael, eines Bruders des Kaisers Alexander II., ernannt. Im Jahre 1868 machten die Folgen der Wunden, die Baron Nikolai im Kaukasus davorgetragen hatte, eine Reise nach Frankreich notwendig. Dort lernte er den bekannten Monsieur Dupanloup kennen. Es entwickelte sich zwischen dem General und dem Kirchenfürsten ein sehr intimer Verkehr und die Folge davon war, daß Baron Nikolai seinen Abschied nahm, zum Katholizismus übertrat und als Mönch in der Grande Chartreuse aufgenommen wurde. Eine Schwester des Generals, die ihn auf seiner Reise nach Frankreich begleitet hatte, folgte seinem Beispiel und geßte jetzt unter dem Namen „Soeur Simplicio“ einem französischen Karmeliterinnen-Kloster an.

* **Der Nagelorden.** Im Jahre 1830 wurde in den Offiziercorps der meisten englischen Regimenter ein sogenannter „Nagelorden“ gegründet, über dessen Ursprung und Bedeutung englische Blätter folgendes mittheilen: Die Vorliebe des Briten für starke und edle Getränke hat von jeher im Heere ihre besondere Stätte gehabt. Im Anfang unseres Jahrhunderts nun gaben wöchentlich die Offiziere, welche zusammen zu speisen pflegten, ein öffentliches Essen, zu dem jeder seine Bekannten einladen konnte. Den Vorsitz führten ein Präsident und ein Vice-Präsident, von denen der eine an dem oberen, der andere an dem unteren Ende der Tafel saß und auf Ordnung zu halten hatte. War nun der Nachtisch aufgetragen und eine zureichende Menge von Weinflaschen herbeigebracht, so mußten alle Diener sich entfernen; der Präsident stand auf, nahm einen Nagel und einen Hammer und schlug den Nagel in die Thür des Zimmers, zum Zeichen, daß nun niemand mehr hinaus oder herein dürfe. Dann kehrte er an seinen Platz zurück und brachte feierlich die Gesundheit des Königs aus, worauf die Flaschen zu kreisen begannen und bald allgemeine Trunkenheit sich einstellte. Nur der Präsident mußte sich tapfer halten, denn es war ihm vorschrittsmäßig unterlagt, früher sich zu betrinken, als alle übrigen unter dem Tische lagen. Weigerte sich einer der Gäste zu trinken, wenn die Flasche zu ihm kam, was regelmäßig alle 2 Minuten geschah, so bedrohte ihn der Präsident zuerst mit einer Strafe und dann mit der Verachtung aller Kameraden. Das gewaltige Trinken auf Kommando hat seit 1815 in der englischen Armee aufgehört, nicht aber das Trinken überhaupt; dieses hat nur gestiftete Formen angenommen. Im Jahre 1830 wurde dann — wie eingangs erwähnt — in fast allen englischen Regimenten eine sogenannte Nagelgesellschaft (zur Erinnerung an den berühmten Nagel, der sonst feierlich in die Thür geschlagen wurde), errichtet und die Mitglieder erschienen in den Versammlungen mit dem Ordenszeichen, einem silbernen Nagel, den sie an einem blauen Bande am Halse trugen. Sie machten sich bei der Aufnahme in den Nagelorden verbindlich, monatlich einmal zusammen zu kommen und zwar bei einem von ihnen der Reihe nach, bloß zu dem Zwecke, sich in guter Gesellschaft einmal recht ordentlich zu betrinken, oder, wie sie sich malerisch auszudrücken pflegten, „einen Nagel zu ihrem Sarge zu schmieden“. Ein englisches Sprichwort, dem man allgemein Glauben schenkt, versichert, eine zu regelmäßige, von gar keiner Ausschweifung unterbrochene Lebensweise sei der Gesundheit nachtheilig, und monatlich einmal müsse der Mensch über die Schnur hauen, wenn er sich wohl befinden und lange leben wolle. Die Förderung dieses Zweckes ließ sich denn auch der ehrenwerthe „Nagelorden“ anlegen sein.

* **Der strahlende Diamant,** dessen Heimath noch in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts ausschließlich in den heißen Ländern des Wendekreises vorangesetzt wurde, wird jetzt Alexander von Humboldt's großer sibirischer Reise auch im eifrigen Norden gesucht. Der große deutsche Naturforscher war von dem Vorkommen des Diamanten im Uralgebirge so fest überzeugt, daß er während seines petersburger Aufenthaltes im Jahre 1829 der Kaiserin Alexander Feodorowna das galante und zuberthätliche Versprechen machte, bei seiner Rückkehr aus den Ural-Altaländern ihr einen aus ihrem eigenen Reiche stammenden Diamantenschmuck mitzubringen. Schneller als der kühne Forscher es wohl selbst erwartet hat, wurde seine Absicht durch den Fund des ersten uralischen Diamanten bestätigt, welcher in den im Norden der uralen Steppe gelegenen Goldwäschereien des Grafen Wolter bei Krestowodwischenst gemacht wurde. Jetzt wird in den „Comptes rendus de l'Académie des sciences“ von neuen, uns viel näher gelegenen Diamantenquellen berichtet, welche in Lappland, an der Grenze von Norwegen, aufgefunden sein sollen. Herr Hibot weiß von Diamantenfunden im Sande des Pa's, eines kleinen Flusses an der Grenze zwischen Rußland und Norwegen, zu melden, wo der bekannte französische Mineralog Vilain nebst Goldgrübern auch zwei Millimeter große Diamantförner entdeckte. Da dieser Flußland

nebst seinem Goldgehalt auch in seiner sonstigen Zusammenetzung mit dem diamantenthaltigen Sand der brasilianischen Provinz Minas-Geraes große Ähnlichkeit zeigt, so wird in Petersburg die Angelegenheit sehr ernst genommen und soll sich demnächst eine Gesellschaft zur Entdeckung des Flusses Pa bilden, deren Bemühungen hoffentlich von lohnenderem Erfolg sein werden als die Erfahrungen, welche i. B. im mittleren und südlichen Ural gemacht wurden.

* **Nur immer gemüthlich.** Angeklagter: „Herr Präsident, wolle mir die Sitzung mit lieber heut vertage?“ — Richter: „Warum?“ — Angeklagter: „Ich weiß nit, Sie komme mir heut so schlecht gefant vor!“

* **Umschrieben.** Ged.: „Nun, was sagen Sie zu meiner Behauptung?“ — Dichter: „Dagegen kämpfen selbst Götter vergebens!“

* **Alles voll.** (Auf einem Bahnhof will ein recht angeheulter Herr in einen Wagen steigen.) Darin sitzender Herr: „Hier dürfen Sie nicht hinein! Alles voll!“ — „Bitte recht sehr! Sie vielleicht? Ich noch lange nicht!“

* **Schlecht angewandte Phrase.** Kaufmann (zu einem Dienstmädchen, das bei ihm in Dienst treten will): „Womit kann ich Ihnen dienen?“ — „Sie mir? Ich will ja Ihnen dienen!“ (Lust. Bl.)

* **Stühlfenker eines Schmierendirektors.** „In meiner ganze Gesellschaft sieht kot Digger, der Deutsch Schwäbe ta — jetzt muß i de König Bier selber spiele!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die Neubearbeitung des Berliner Dombau-Projektes durch Prof. Reichardt ist jetzt beendet. Sie hält sich in dem Rahmen des Gesamtkostenbedarfs von 10 Mill. M., stellt aber nicht ein ganz neues Projekt dar, sondern schließt sich, soweit dies die gesteckte Kostengrenze gestattet, an den ursprünglichen i. B. im Modell veröffentlichten Entwurf, sowohl was den Gesamtkarakter als die Anordnung und die Abmessungen des Baues anlangt, thunlichst an. In Architektentreisen bestanden ernste Zweifel darüber, ob auf diese Weise eine befriedigende Lösung der gestellten Aufgabe zu erzielen ist.

— Ein Observatorium auf dem Montblanc beabsichtigt der französische Physiker Janson, der dort bereits im vorigen Sommer physikalisch-meteorologische Beobachtungen angestellt hat, in Verbindung mit Eiffel einzurichten. Wie in einem Berichte der „N. Bärn. Btg.“ mitgetheilt wird, soll das Observatorium auf der höchsten Alpen Spitze Europas in Höhe von 4811 m ganz in Eisenkonstruktion erbaut werden und eine Länge von 26 und eine Breite von 6 m erhalten. Das eiserne Dach wird ähnlich wie bei den Panzerthürmen geformt sein, mit denen der Bau überhaupt Aehnlichkeit haben wird. Die Anlage eines Gebäudes auf der höchsten Spitze des Montblanc verlangt natürlich eingehende Vorstudien. Ingenieur Eiffel und Janson haben damit einen mit Hochgebirgsaufnahmen vertrauten züricher Ingenieur beauftragt. Es wird sich namentlich darum handeln, für die Eisenträger, die das Häuschen zu tragen haben, Stützpunkte auf dem Felsen zu finden. Zu diesem Zwecke soll zunächst etwas unterhalb des höchsten Firns ein waagrechter Stollen durch das Gletschereis getrieben werden, bis man auf Felsen stößt, und mittels dieses Stollens die Form und Lage des unter Eis und Schnee liegenden Felsens ermittelt und untersucht werden. Hat man darüber volle Gewißheit erlangt, so soll eine Konstruktion gefunden werden, um dem Observatorium durch Eisenpfiler, die auf dem Felsen ruhen, festen, sicheren Halt zu geben. Die sehr schwierigen Aufnahmen sollen schon im Juli vorgenommen werden, und man denkt daran, falls die Aufnahmen günstig ausfallen und die Möglichkeit des Planes erweisen, das Observatorium noch im September an Ort und Stelle zu errichten. Das Observatorium soll so eingerichtet und versehen werden, daß es während des ganzen Jahres, Sommer und Winter, von einem Beobachtungsposten bewohnt werden kann.

* **Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Sachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauf (V. Hartleben's Verlag in Wien, jährlich 12 Hefte je 85 Bl. Abonnement einchl. Franko-Zusendung 10 M.). Von dieser mit Recht allgemein geschätzten Zeitschrift geht uns das siebente Heft ihres XIII. Jahrganges zu, welches jeden Leser in hohem Grade befriedigen muß. Wir finden in demselben alle Zweige des geographischen Wissens durch angehende und gediegene Aufsätze von den bewährtesten Autoren vertreten. Länder- und Völkerkunde, physikalische Geographie, Astronomie und Statistik finden in gleichem Maße Beachtung und werden durch vorzügliche Original-Illustrationen, sowie durch eine werthvolle Kartenbeilage erläutert.